



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Dörsenthiner Flurnamen.

Von Dr. F. E. Schulz-Köslin.

Das Dorf Dörsenthin, ursprünglich eine wendische Siedlung, liegt auf einer Erhebung nordwestlich des Lüptower Sees. Wenn es seine ursprüngliche Lage behalten hat, dürfte es, nach der jetzigen Beschaffenheit des umliegenden Geländes zu schließen, früher im Süden, Westen und Nordwesten von Sumpfgelände umgeben gewesen und nur von Norden und auf einem schmalen Streifen von Westen aus am Fuchsberg vorbei zugänglich gewesen sein. Im Osten war es teils ebenfalls durch Sumpf, teils durch den wohl bis in unmittelbare Nähe reichenden Hammerwald geschützt. Es weist also auch abgesehen von seinem Namen die typischen Merkmale einer wendischen Siedlung auf, die geschützte Lage, abseits vom Verkehr, aber in der Nähe von See oder Fluß bevorzugte.

Der Ort wird als Eigentum des Klosters Seebudow bereits 1275 und 1308 (P. U. B. IV, 2, S. 314) urkundlich als villa Dersentin (auch Dersenthin und Dorsentin) erwähnt. Eine Urkunde von 1284 nennt bei Beschreibung der Grenzen von Roggow auch einen rivulus (Bach) Dersentin (P. U. B. II, Nr. 1302). Der Name Dersentin ist wohl zu deuten als Besizdorf eines Wenden namens Dersento; Dersento ist das Magnatium von Dersoslaw, d. i. Wahrer des Ruhmes. (Vgl. Dr. Mude, Bausteine zur Heimatkunde des Kreises Luckau, 1918, S. 267, Nr. 14.) Die Sage leitet die Bezeichnung von dem Namen einer Ritterstochter Dorothe her (vgl. meine Kösliner Sagensammlung Nr. 208).

Die Flurnamen von Dörsenthin hat der aus dem Orte gebürtige frühere Lehrer Treichel in der von ihm 1880 angefangenen, vorbildlich geführten Dörsenthiner Orts- und Schulchronik erstmalig aufgezeichnet und auf einer Kartenstizze eingezeichnet. Dieser Stizze entnehme ich folgende Namen:

1. Sirtenkathen; er stand mitten auf der og. 2. Gemeinheit (Gemeindebesitz), in der Nähe der heutigen Schule, dort wo die Straße vom Fuchsberg, der 3. Mühlenweg, die Wege von Roggow, Mastow und Lüptow und die 4. Dorfstraße zusammenstießen. In dem Sirtenkathen wohnte der gemeinschaftliche Dorfhirt. An der Straße nach Roggow liegt die ehemalige Kolonie 5. Bergerberg (im Flurbuch auch Bergersberg), ehemals Gebiet der Igl. Forst; hier bauten sich nach dem Dorfbrand von 1308 zunächst drei Bauern an. Eine zweite Kolonie entstand westlich des Dorfes am 6. Fuchsberg (6 Gehöfte). 1889 wurden beide Kolonien mit dem Dorfe vereinigt. Südlich des Fuchsberges liegt 7. der Fortsberg (auch Fortberg); östlich von beiden Bergen zieht sich 8. der Fortsgraben hin. Vom Mühlenweg geht östlich von der Mühle 9. die Trift ab in das Wiehgelände. Im Wiesen- und Moorgelände östlich der unter 6 und 7 genannten Berge finden sich folgende Flurnamen: 10. lange Kuhl, 11. die Ruten (so genannt nach dem früheren Längenmaß Rute bezw. dem Flächenmaß der Quadratrute; Rute = 12 Fuß), 12. das Bruch, 13. Gillergr (Gillenberg), 14. Fortsmoor (auch Fortbergsmoor), 15. die vordersten Wiesen, die hintersten Wiesen, 17. Bosten-

bruch (vielleicht von Hester, d. i. junger Baum, besonders von Buchen und Eichen; oder von Hester-Ester?), 18. Muhlplan (wohl Muffe-Müsse) oder soll es Wustplan heißen?), 19. Rohrplan, 20. Achterpläne.

Östlich des Dorfes steigt das Gelände wellenförmig allmählig an. In diesem Teil finden sich folgende Flurnamen, wenn wir in westöstlicher Richtung gehen: 21. die Zweiruten, 22. die Dreiruten, 23. Holzbrache, 24. die Ribben, wohl rippenförmige Ackerstreifen, (vergl. Dr. Schmidt, Orts- und Flurnamen des Kreises Pyritz nördl. der Plöme i. Balt. Stud. N. F. 24/5 S. 141 unter Nr. 340). Gegenüber der Holzbrache südlich der Lüptower Landstraße, 25. die Seebrache. Ferner 26. Hohebergssoll, 27. Weischsoll, 28. Kleine Weischsoll (Weisch von mittelnieder-

deutsch leisch, leif, liest = Nied, Schnittgras, auch Schilf), 29. Erinensohl (?), 30. große und 31. kleine Radsoll (von raden, roden), 32. Wolfsoll, 33. Fichtsohl. Unter Soll versteht man ein Wasserloch, einen Pfuhl mit stehendem Gewässer (vergl. „die Entstehung der Sölle“ v. M. Vieh i. Anz. Heimat 1924 Nr. 4). Treichel bemerkt zu den Söllen in seiner Schulchronik: „Die Wiesenflecke zwischen den Hügeln, die Torferde enthalten, heißen Soll.“ 34. Eisenbrink ist die Bezeichnung für den Gemeindepfah.

Aus dem „Flurbuch“ sind zu vermerken: 35. die Fichten, 36. Im Wall (Wiesen), 37. Sirtenwiesen, 38. Rabensohl (ob hier ein Mißverständnis des Landmessers vorliegt und der Radesoll (30 und 31), gemeint ist?), 39. der Mühlebach.

Plaudereien aus der pommerschen Volksmedizin

Von Martin Keepel.

In der Volksmedizin, volkstümlich gesprochen, tritt uns längst überholte ärztliche Kunst entgegen. Nicht, daß das Volk nicht bereits gewußt hätte, wie es im Innern des Menschen aussah! Dazu lag der Vergleich mit dem Innern von Schlachtieren zu nahe. Aber wie scharf man auch sonst beobachtete, über die Ursachen von Krankheiten blieb man sich dennoch im unklaren, und in der Anwendung der Mittel vermischen sich die seltsamsten Vorstellungen, meist abergläubischer Art, miteinander. Daß manches davon gewissermaßen Ewigkeitsdauer besitzt, ist das seltsamste dabei.

Wir kennen heute die kleinen niedlichen Bakterien, die Träger der Ansteckung, die von Mensch zu Mensch in irgendeiner Weise weitergegeben werden und dann ihr oft recht tragisches Werk verrichten. Das Volk von einst kannte sie natürlich nicht, so wenig wie noch viel später die Wissenschaft. Daß man sich aber bereits der Uebertragungs-möglichkeit bewußt war, dafür ist uns der Glaube an das „Berrufen“ und „Antun“ ein Beweis. So erklärt es sich, daß nicht selten alte hüpfelnde Weiblein in den Geruch kamen, dem Menschen etwas „antun“ zu können, Segen zu sein, und daß man insonderheit Kinder von ihnen fernhielt. Wir sehen, wie sich Vernunft und Aberglauben seltsam mengen und der gesunde Gedanke in den letzten eingesponnen erscheint. Als ich aber gestern meinen von einer längeren Krankheit genesenen Freund Schulze fragte, wie es ihm ginge, da antwortete er ganz deutlich: „Unverrufen, gut!“ — Was soll man nun dazu sagen!

Wie oft bekennen es die Ärzte, daß sie nur etwas verschreiben, weil der Kranke der Meinung sei, es müsse etwas von außen kommen, das ihm hülfel und ist nicht noch heute für kindliche Gemüter die Medizin um so besser, je bitterer sie ist. Das war schon immer so. Je ekelerregender das Mittel war, desto besser. Vielleicht erklärt sich hieraus das im Weizacker ehemals gegen die Selbstsuch angewendete Mittel: Drei Käuse auf einem Butterbrot! Natürlich mußte die Stulle mit dem Belag gegessen

werden. Oder will mir einer beweisen, daß Käuse wirklich heilkräftig sind!

Wichtig ist in der Volksmedizin der Analogieschluß. Der Fensterschweiß nimmt der Scheibe die Klarheit. Dasselbe tun Flechten mit einem menschlichen Antlitz. Also wendet man den Fensterschweiß gegen Flechten an. — Da Spinnen die fleißigen kleinen Fliegenfänger eine Ecke in der Laube ganz und gar zu. Und also würdigt man Spinweben, um damit offene Wunden zu schließen. Und dann die pflanzlichen Heilmittel! Nein, äußerliche Merkmale müssen den Hinweis abgeben für ihre Verwendbarkeit. Wichtig ist alles, was scharf und stark riecht. Und das ließe sich noch einsehen; denn es finden sich unter den so erkorenen und an ätherischen Oelen reichen tatsächlich noch heute anerkannte medizinische Kräuter. Und nicht ganz unklug ist es gedacht — oder auch nicht gedacht, sondern gehandelt — wenn in einem handschriftlichen pommerschen Zauber- und Heilbuch „ein kräftiges Pulver von siebenundsiebzigerley Blüte und siebenzigerley Wurzel“ als Vorbeugungsmittel gegen allerhand Uebel angepriesen wird! Denn, abgesehen von der Zahlenmystik, mag man denken: wenn das eine nicht hülfel, mag das andere unter den vielen doch gut sein. . . . Aber schon anrüchig ist es, wenn die an derselben Stelle empfohlene „Damerischtenessenz“ sowohl gegen die Pest, gegen Magenwürmer, Lungen- und Leberleiden, Steinschmerzen, Seitenstechen, böse Augen und noch vieles andere hülfel soll. Und endlich unser liebes Leberblümchen, ein Mittel gegen Leberleiden! Und zwar darum, weil seine Blätter zuzeiten eine so hübsche leberbraune Farbe haben. . . . Aber was will man! ich habe einen Bekannten, der hat schon einmal eine Zeitlang Kastanien in der Hosentasche gegen Gliederreißen getragen und er schwört noch heute darauf.

Verbreitet war der Glaube, übernatürliche Wesen könnten dem Menschen Siechtum und Uebel anblasen. Was aber angeblasen werden kann, muß man auch wieder wegblasen können. An sich läßt sich nichts dagegen sagen. Und so gab es denn alle-

zeit alte Weiber, die den schlimmen Finger und andere unangenehme Dinge „bepusteten“. Und auf einer Reise lernte ich einmal vor Jahren eine gebildete Dame kennen, die mir von frauenswerten Erfolgen der Pustmethode zu berichten wußte. Oder gibt es noch im 20. Jahrhundert Leute, die den bezüglichlichen Glauben ihrer heidnischen Vorfahren in ihrem Herzen kultivieren?

Schwieriger zu erklären ist der ehemals viel geübte Brauch, einen Kranken durch die Astgabel oder durch einen gespaltenen Baum zu ziehen, damit die Krankheit hängen bleibe. Es muß das am besten an irgendeinem heiligen Tage, Karfreitag oder am Johannistag, geschehen und dann dreimal. Weist die Astgabel etwa auf die Wünschelrute hin? In der Wahl der Tage scheint sich heidnisches und Christliches wieder einmal zu mischen. Sonst aber: an hohen, heiligen Tagen ist man der Gottheit besonders nahe und hat eine Frage oder einen Wunsch frei. . . . Im andern Falle bedient man sich auch wohl des Verfehlens der Krankheit in einen künstlich in einem Baume geschaffenen Spalt oder in ein gebohrtes Loch. Die Krankheit fährt dahin und wächst in dem Baume fest. Dieser Glaube lebt in dem noch heute scherzhafterweise gegen Zahnschmerzen angepriesenen Mittel: schneide einen Span von einem Baume, bohre damit in dem schmerzenden Zahne, binde den Span am Baume wieder fest, und wenn der Span angewachsen ist, werden die Zahnschmerzen fort sein. Ist mir in den Kindertagen oft genug von meiner Mutter angeraten worden, ohne Anwendung zu finden. . . .

Daß manches von diesen Mitteln der Volksmedizin sich so lange erhalten konnte, ist das Verdienst der handschriftlich ausgezeichneten „Zauber- und Heilbücher“, von denen sich auch in Pommern eine ganze Anzahl erhalten hat, und der lange Zeit in ländlichen Familien in Ehren gehaltenen Flüsterbücher. Die Entstehung der ersteren fällt in die Zeit der Mitte des Katholizismus und des Marien- und Heiligenkultus. Ihr letzter Ursprung geht in die heidnisch-germanische Zeit zurück. Immer wieder finden wir in ihnen die Anrufung der Heiligen und des dreieinigigen Gottes, deren Namen an die Stelle heidnischer Gottheiten getreten sind. Und auch in Pommern enthalten diese Bücher die immer noch nicht mit Sicherheit gedeutete Sator-Arepo-Formel (untereinander zu schreiben: Sator-Arepo-Tenet-Opera-Rotas). Sie ist seit dem vierten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung bekannt, und man hat die letzten drei Worte übersetzt mit: „Er hält mit Mühe die Räder“, und zwar mit dem Hinweis auf den Lenker des Sonnenwagens, der seine feurigen Rösser nur mit Mühe zügeln kann, um einen Weltbrand zu vermeiden. So erklärt sich der älteste Gebrauch der Formel, nämlich mit der Formel beschriebene Tafeln in ein Feuer zu schleudern und dadurch einen Brand zu löschen. Und so empfiehlt das Zauberbuch, die Formel auf Papier zu schreiben, in ein

wenig Brot zu kneten und gegen den Biß toller Hunde und die sonst entstehenden brennenden Qualen einzugeben. Immerhin: seltsame Beziehungen, die uns über den mittelalterlichen Aberglauben des Volkes in das früheste Heidentum und den Ideenkreis der klassischen Völker zurückführen.

Altes Infanteriesignal. *)

(Salzberg-Kaserne.)

Bisweilen ruft aus dumpfem Traum mich heil ein Infanteriesignal — und meinen Jubel fass' ich kaum, denn deutlich hör' ich noch einmal: Habt ihr noch nicht, noch nicht genug geschlafen? . . .

Kolernenhof Und Morgenschein Trepp auf und ab. Es dröhnt der Flur. Und soll dies wirklich Kaffee sein? . . . Doch schon geht's frisch in die Natur! Habt ihr noch nicht, noch nicht genug geschlafen? . . .

Ich decke meine Augen zu, heiß quillt es über meine Hand — genug geküßt hast auch du, — geliebt doch den Soldatenstand . . . Habt ihr noch nicht, noch nicht genug geschlafen? . . .

Es ist nicht allein die Kraft, die fehlt, die Leib und Nerven strafft und stählt, die Freiheit und Gesundheit schafft — Das ist es, was mich schmerzt und quält, daß etwas an der Seele fehlt, daß etwas mir ist fortgerafft, was meines Volkes Herzenskraft, daß ein Gebilde, fest und hart, zerbrochen und zerrüttet ward, was Sein von meinem Sein gewesen!

O läme uns ein neu Genesen! O riefte uns aus dumpfem Traum das alte Infanteriesignal! Erlösung wär's! . . . Ihr gläubt es kaum, wie jubelt ihr a l l z u m a l, läng' hell wie eh'mals das Signal: Habt ihr noch nicht, noch nicht genug geschlafen? . . .

Hans Benzmann.

*) Aus dem Heimatbuch „Kolberg“ des jüngst verstorbenen Dichters Hans Benzmann, Verlag Moninger-Greifswald.

Rüptower und Mastower Gagen.

Von Baranofsky-Rüptow.

Der Teufel mit der Kette bei Mastow.

An der Kunststraße Köslin—Pollnow in der Nähe der Restbachbrücke zwischen Mastow und Steglin läuft in manchen Nächten der Teufel mit einer langen eisernen Kette um den Hals umher. Das Klirren ist weithin vernehmbar; die nächtlichen Wanderer gehen deshalb ungern über diese Brücke.

Der Ruffenring bei Mastow.

In den Jahren 1757—1759 überschwebten Teile der russischen Armee, darunter Kosaken, Tataren und Kalmyken die hinterpommerschen Lande. 1758 zog ein Korps nach Kolberg und belagerte es. In dieser Zeit kamen auch Russen nach Mastow. Das Dorf bestand damals nur aus einigen Haken. Diese wurden von den Kosaken niedergebrannt. Die Bewohner flüchteten mit Hab und Gut über den nördlich der Ortschaft gelegenen Hammerteich und gruben sich im Gollenwald den sogenannten Ruffenring. Eine Grube von etwa 20 Meter Durchmesser mit einem Erdwall, der heute noch gut zu erkennen ist. Die Flüchtlinge blieben unbehelligt. Ein Kosak, der das Versteck aufstöbern wollte, ist im Sumpf elend umgekommen und soll früher dort allnächtlich umgegangen sein.

Die Kutsche am Kreuzweg.

Um Mitternacht fährt immer ein geschlossener Wagen mit vier Rappen bespannt, im Galopp von Köslin kommend, über den Kreuzweg Mastow—Rüptow nach Eberndorf und weiter bis über den Restbach. Im Wagen sitzen verummte, schwarze Gestalten.

Der beraubte Räuber.

In früheren Zeiten hat es viele Räuber im Gollen gegeben. Damals fuhr öfters ein Mann von Stolp nach Stettin. Im Gollen fütterte er jedesmal die Pferde und kostete sein Mittagsmahl. Als er einmal gerade sein Fleisch briet, trat ein großer starker Mann herzu und fragte nach seinem Reiseziel, das der Ueberraschte ohne Zögern nannte. Da holte der fremde Mann, der ein Räuber war, eine silberne Pfeife aus der Tasche und piffte dreimal sehr laut, um seine Gesellen herbeizurufen. Doch diese mochten es wohl nicht gehört haben, denn es kam niemand herzu. Da legte sich der Räuber ins Gras neben den Wagen und wartete. Als es lange dauerte, schlief er ein. Das machte sich der Fuhrmann zunutze. Er nahm sein Fleisch aus der Pfanne und goß das kochende Fett dem Schlafenden in den Mund. Hastig sprang dieser auf, rannte ein paar Schritte hin und her, fiel um und war tot. Der Fuhrmann schleppte ihn ins Gehölz und fuhr weiter. Als er nach Jahren wieder an der Stelle — es war etwa in der Nähe

Großmudder is krank.

Von Hedwig Rodaß-Maß.

Großmudder wir 83 Jahr old und wir noch nich eins krank west. Dat kenne sei jo gor nich. Dor hedd sei gor kein Lied tau hadd mit ehr nägen Kinner. Awer nu hadd ehrt of eins sat', un taun ierstmal in'n Lewen glöwte Großmudder dor an. dat det Leubeddgahn bi so'n Uemfän'n nich blots Gulheit is. Utbenahmen de groten Krankheiten, wo't tau'n Dod geiht. Denn hadd Großmudder en Insehn. Awer dit mit de biden Fänt, un wo si kein Lust kriegen kün, dat wir denn of kein Klemigkeit, obsonst dat mit den Dod jo noch nig tau da'n hadd. Dor will Großmudder noch gor nig vor weiten, dat hadd noch lang' Lied.

Dor leg sei denn nu un wüßt nich, wat sei mit sich anfangen süll. Zwei Paehls und drei Vennerbedden hadd sei inner sid, un ewer sid dat bide Dunenbedd und twee wullen Decken, un de blage Nach'jad hadd sei an und de beste Nachtmüß up. Der w'z jo all, as dat sin wöt, äwer fählen dad ehr doch wat. Sei wüßt nich, wat dat wir. Sei leg dor jo süß ganz gaud, un en beten beter wir ihr of tau Maud bi de Rauch, de sei nu hadd, äwer tausreden wir Großmudder dornim doch nich. Sei wir

heil gnadderig und argerte sid äwer de Fleig an de Wand, un wenn sei beden wull, denn kam ehr immer sovel kruses Tüg in den Kopp, dat sei dor nicht mit prat kem. Sei hadd sid woll all ihr en beten Rauch ginnen müßt, denn wir dit woll nich kamen. Ehr Dochder hadd all immer tau ehr seggt, sei süll sid äwer Meddag doch en beten in den Uhrenstaul setten, äwer dat wull sei sid doch nich angewennen. Dortau wir dat noch Lied, wenn sei old wir und nig mehr daun kün. Upstün kün sei süß doch noch ehren Mann.

Wat hadd sei äwerhaupt leift' in ehren Lewen! Wo vele vele Stiche hadd ehr Hand makt mit de Reihnadel, wat hadd sei wuschen, plätt' un stiewt! Alle Lüid hadden ehr hebben wullt und kein anner. 24 Utstürn hadd sei neiht, bi 30 Kinnelbieren kakt, un wo vele hadd sei in dat Dodenhemd hulpen! Nahst hadden ehr Kinner ses tau sid nahmen. Sei hadden meint, mit 60 Jahr hadd sei naug arbeit', äwer wo hadd sei woll stillsitten künnt, wo doch so vel tau daun wir in'n Hus. Sei müßt sich äwerall mit bi sin, äwerall taun Rechten sehn, süß güng jo de Wirtschaft nich. De Kinner wiren dor jo noch tau jung tau. Wenn ehr Dochder of all 60 Jahr wir, so hedd Großmudder doch immer noch 23 Jöhr vorut un wüßt doch immer en beten mehr as de annern.

Wer nu hilt woll de Kantliffeln schellen ded, wo doch de velen Dgen wiren, un wer den ollen Koro sin Fudder gew? Ob hei woll eins nah ehr utkieker ded?

Großmudder tellte dat Tapetmuster an de Wand. Fösteihn von rechtich nah linksch und eben von haben nah linnen, un in de Midd wir immer noch de swarte Pladen, de utseg, as en Kind mit'n Waterkopp. Ja, un dor leg dat Rüssen wedder verdowas up den Staul, un dat Finkter wir haben nich tauhadt. Dor kem jo so velen Tog dörrch, un an'n End hadd sei dor de biden Fänt von. Tog kün sei nu mal nich verdragen. Tauwel frisch Lust wir äwerhaupt nich gaud.

Awer de Lied würd ehr doch gor tau lang. Kem denn kein Wüsch sid nah ehr Antauseihn? De hadden ehr woll ganz und gor vergeten, wo sei noch nich mal inner de Jrd wi. Großmudder kem in groten Born. Eigentlich müßt doch einer stief bi ehr sitten un ehr wat vertellen. So hürt sid dat doch för Kranke. Un Großmudder, dei in ehren ganzen Lewen noch nich an sid dacht hadd würd heiltribelköppsch un kem sid gor tau verlate vor.

Nu rep sei, sei wull Kamekente hewwen, un a keiner ehr hürte, ballerte sei mit den Staul up den Fautboden, dat dor Doden hadden von upwelen

der sogenannten Mordkühle im Jagen 42 — vor-
beikam, fand er im Gebüsch noch die Knochen und
eine große Tasche mit Geld, die er eilends in seinen
Wagen trug, worauf er seinen Weg fortsetzte.

Die Äschenmutter.

Am Silvesterabend kommt in Lüptow in jedes
Haus die von jung und alt gefürchtete Äschenmutter.
Ihre Kleider sind zerlumpt und mit Äsche be-
schmückt, das Gesicht ist geschwärzt. In den Hän-
den trägt sie eine Flasche oder einen Eimer mit
Äsche, die sie überall austreut, und einen Stock
oder eine Rute. Mit großem Gepolter betritt sie
die Stube und streut den bösen Kindern Äsche in
die Augen; auch die Erwachsenen müssen bisweilen
mit Rute oder Äsche Bekanntschaft machen, wenn
sie der bösen Mutter nicht schnell etwas schenken.
Dann führt sie ihre seltsamen Tänze auf und ver-
schwindet wieder mit Schimpfen und Getöse.

Das Wappen der Familie von Lüptow.

Es gibt in Pommern drei Orte, die den Namen
Lüptow oder Lüptow führen. Alle diese Orte sind
benannt nach einer früher weit verbreiteten wen-
dischen Familie namens Lubjatowski, deren Name
später in Lübatowski und schließlich in Lübatow
und Lüptow umgewandelt wurde. Diese Lüptows
haben zur Zeit des Herzogs Bogislaw IV. von
Pommern den Adel erhalten. Die Familie war da-
mals ganz heruntergekommen und einer von ihr
früteste als Schweinehirte sein Leben. Eines Ta-
ges ging Herzog Bogislaw IV. in der Gegend, wo
der Schweinehirte für gewöhnlich seine Herde hütete,
der Jagd nach. Da wurde er von einem grim-
migen Eber angefallen und in große Gefahr ge-
bracht. Sofort eilte der Schweinehirte seinem Lan-
desherrn zu Hilfe und rettete ihm das Leben, in-
dem er den Eber tötete. Diese Tat geschah morgens
in aller Frühe, bevor die Sonne aufging; es waren
eben noch drei Sterne am Himmel zu sehen. Zum
Dank für seine Rettung aus Lebensgefahr erhob
der Herzog den Schweinehirten Lubjatowski in den
Adelstand und verlieh ihm das vorgeschriebene Wap-
pen mit dem Eber und den drei Sternen.

Surzeit ist die Familie im Aussterben begrif-
fen, da nur noch ein einziger männlicher Sproß
vorhanden ist, der unverheiratet in Amerika leben
soll.

Das schwere Nachtwächteramt.

Nach den Befreiungskriegen wurde auf dem
plattischen Lande auf strengere Beachtung der Nach-
twächter-Ordnung gehalten. Auch ein Dörfchen im
Rößlinen Kreis sollte sich nunmehr einen Nachtwäch-
ter annehmen. „Kinnetes“, sagten die Alten, „wi
hewwe so lang ohn Wächter lät, wi lähne ool woll
immer so bliwe, as bet nu her!“ — Aber das half
nichts, der Befehl der Obrigkeit war da und mußte
vollzogen werden. Endlich entschloß sich ein Büd-
ner nach langem Hin und Her, für den geringen

Jahreslohn den Posten zu übernehmen, und die
Sache war in Ordnung. — Einige Zeit nachher
sprach der Pfarrer des Kirchspiels einen Bauern
aus dem Dörfchen, und da er von der Nachtwächter-
geschichte gehört hatte, so fragte er: „Wie ist es
mit dem Nachtwächter geworden? Habt ihr jeht
einen?“ „Joa“, lautete die gedehnte Antwort. —
„Na und wen?“ — „Gottfried Bruß heht sich an-
nahme.“ — „Und was gebt ihr dem dafür?“ —
„Zwei Dähler Geld un denn plante wi Bure em
noch ne paar Schäpel Pantüfle ut.“ — „Nun, das
ist wenig genug! Wie ist der Mensch imstande, da-
für den beschwerlichen Dienst zu tun?“ — „Dat geit
naug“, meinte der Bauer, „he wacht denn of dana.“
— „Nun wieso?“ — „Ja, sin oll Nohdopp (Norup-
Alfoden) ligt so recht an de Straat; da heht he sich
en Loch dörr de Wand makt, un so as he nu up-
wakt, stükt he dat Horn da rut un tüt us eis in
de Ohre.“

Kleine Mitteilungen.

Die 29. Hauptversammlung des Deutschen Ver-
eins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege
findet am 25. und 26. Februar 1926 in Berlin,
Bellevuestraße 3 (Künstlerhaus) statt. Einen
Hauptpunkt der Verhandlungen bilden die Zusam-
menhänge zwischen Wirtschaft und Wohlfahrt,
die leider vielfach noch nicht genügend er-
kannt sind. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung
ist auch die Erziehung und Weiterbildung der
weiblichen Landjugend, die in einem Vortrag
„Von Landmädchen zur Landfrau“ be-
handelt wird. Ein weiterer Vortrag beschäftigt
sich mit der Frage der Landhelferinnen. In die
praktische Arbeit führen Berichte über die
Wohlfahrtspflege auf einem ostpreu-
sischen Gut mit Vorführung des Films „Kar-
mitten“, sowie über die erfolgreiche Tätigkeit der
Muffantengilden mit Vorträgen von Volksliedern
und Vorführung von Volkstänzen. Ferner wird
der erste vom Deutschen Verein hergestellte Wohlfahrt-
film „Dithmarscher Land und Lüüd“ gezeigt werden. — Von hervorragender prakti-
scher Bedeutung ist die vom Verein veranstaltete
Ausstellung für ländlichen Hausfleiß, die vom 20. bis 28. Februar im Rahmen
der „Grünen Woche“ in der Funkhalle am Kaiser-
damm stattfindet; sie bietet eine Uebersicht über die
verschiedensten Zweige des Hausfleißes, soweit sie
jezt noch betrieben werden, und gibt dadurch prakti-
sche Winke zur Binderung wirtschaftlicher Not-
stände. — Die Vorträge und die sich anschließenden
Ausprachen werden viele Anregungen für die prakti-
sche Arbeit bieten. Der Besuch der Versammlun-
gen und der Ausstellung sei deshalb aufs wärmste
empfohlen. Anfragen und Anmeldungen sind an
die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin SW. 11,
Bernburger Straße 13, zu richten.

Der Johannistag in der pommerischen Volks- überlieferung.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Bei unsern heidnischen Vorfahren war die Zeit
der Sommer Sonnenwende eine hochheilige Zeit,
nächst den Zwölften (25. Dezember bis 5. Januar)
vielleicht die heiligste Zeit des ganzen Jahres. In
die Sommer Sonnenwende, sagt Simrod, fiel Bal-
durs Tod, und ihn ersetzte das Christentum durch
Johannes den Täufer, der nach der christlichen
Ueberlieferung sechs Monate vor dem Heiland ge-
boren wurde. In einzelnen Gegenden der Mark
Brandenburg ist der Johannistag bis in die neuere
Zeit hinein als Feiertag betrachtet worden (Ruh-
und Schwarz, S. 130). In Stettin stellten ehemals
die Spittelfrauen des Johannisklosters am 24. Juni
die aus dem Mittelalter überkommene (jezt im M-
tertumsmuseum aufbewahrt) Statue des heiligen
Johannes, mit Blumen geschmückt und von bren-
nenden Lichtern umgeben, vor der Klosterpforte
auf, um von den Vorübergehenden milde Gaben
einzusammeln; um den Hals des Heiligen hing eine
Blechtafel mit der Inschrift:

Du lieber Wandersmann,
schöne Sankt Johannem an,
bedenke ihm mit einer Gab,
daß die Kron' ihre Herde hab!
Zu den Lichtern soll es sein.
Darum gib doch reichlich ein;
das wird Gott noch dieser Zeit
lohnen auch in Ewigkeit.

Eine Sammelbüchse stand dabei.

Wie zu Pfingsten die Häuser mit Birkenzwei-
gen geschmückt werden, so werden im Kreise Stolp
zu Johannis die Türen und Stuben mit Ahorn
(plattdeutsch Kiohn) oder mit Kreuzdorn geschmückt.

Am Johannistage muß man allerlei heilsame
Kräuter einsammeln, die künftighin im Haushalte
zu medizinischer Zwecken gebraucht werden sollen,
wie Schafgarbe, Kamille, Solander, Kreuzkraut,
Spitzwegerich, Katzenpfötchen u. a. Nach dem Jo-
hannistage verlieren sie ihre Heilkraft. Als Grund
dafür wird im Kreise Grimmen angegeben, daß in
der Johannisnacht „der Johannismurm“ darüber
hinkriegt und die heilenden Säfte der Pflanzen in
schädliche verwandelt. Unter dem Johannismurm
denkt man sich eigentlich eine Hege; doch scheut sich
das Volk, dies offen auszusprechen, weil es fürch-
tet, daß sich die Hege dann durch Behegen der Rin-
der und der Haustiere rächt. (Pomm. Volkskde.
V, 15 f.)

Unter der Wurzel der Beiflußstaude liegt am
Johannistage eine Kohle, die muß man ausgraben
und aufbewahren; sie bringt dem Hause Glück. In
Krankheitsfällen gibt man sie pulverisiert dem
Kranken ein. Die Kohle ist aber nur des Mittags,

Heimatbücherei.

Anklamersagen. Rektor O. Bollnow hat
„Volksagen aus dem Kreise Anklam“ bei Rich-
Poeltke Nachf., Anklam, herausgegeben. Das Büch-
lein bringt — wohl in Auswahl — 19 Sagen in
zehn Abschnitten, deren jeder mit einer erklärenden
Einleitung versehen ist.

Demminer Sagen. Der bekannte Begründer
und frühere Verleger von „Eichblatts deutschem
Sagenschatz in Einzelbarstellungen nach Landschaften“,
dessen erster Band die Pommerschen Sagen
von Prof. Dr. Haas sind, Hermann Eichblatt, hat
„Sagen, Volksglaube und Bräuche aus Demmin und
Umgebung“ gesammelt und im Verlag von W. Ge-
sellius, Demmin, soeben herausgegeben. Der Her-
ausgeber hat sich, wie schon der Titel sagt, nicht
bloß auf die Sagen beschränkt, sondern in einem
besonderen Abschnitt auch Festbräuche und mancher-
lei abergläubische Anschauungen des Volkes auf-
gezeichnet. Die Anordnung der Sagen ist leider
nicht nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgt, son-
dern nach räumlichen, indem Abschnitt I Sagen
aus Demmin und Abschnitt II Sagen aus der Um-
gebung Demmins bringt. Nr. 53 und 54 von
Moar und Dral gehörten übrigens nach Abschnitt
I oder II.

kinnt, un det ganze Hus lep tausamen, denn sei
dachten, Großmudder wir ut dat Bedd sollen.
Aewer as sei ehr all fragten, wat los wir, ded sei
den Mund nich apen. As sei äwer wedder rut-
gahn wullen, schill sei und säd, alle Lüid wiren doch
tau bald vergeten, un keiner dacht' dor mih an,
wat sei in ehren Lewen schafft und dan hadden. Un
sei dankt nu för den Kamellentee, de ehr doch so
gaud hadd dann kinnt: äwer wenn dor keiner an
denken ded, wull sei of keinen. Un as sei nu all
verflürt rutegingen, wir Großmudder ist recht nich
woll tau Sinn. Ne, sei kinnt il rein gor nich mit
id farig warden.

Dunn äwer kreg Großmudder dörr ehr Finster-
wat tau sein, woräwer sei sich gradtau versieren
ded. Sei hingen buten Wäsch' up, un Großmud-
der hadd dor nig von wüßt. Wo sei dor doch jüf
immer midden mang west wir, un wo sei doch grad
so gliern uphängen mücht! Kief, wo de Wind sich in
dat Älg fangen und dor mit flackern und weigen
ded! Un denn de schöne helle Sommenschin! Dat
kennete gradtau up dat witte Binnen. Großmud-
der kreg ornlich Feuer, dor mit hi tau fin.

Wat? Dat wir so woll Kählerisch ut'n Dörr, de
vor mit uphängen beid? Sadden sei de tau Hülp
ahmen? De immer nich ornlich utwaschen ded und

de grote Tasch up den Unnerrod hadd, wo sei en'n
End' wed' von de Handäuler ore gor von Groß-
mudder ehr Nachtmilken in verschwinnen laten ded,
de dann naht in de Bäl verpänkt wiren? Un
Großmudder hadd dimal grob de gauden dor-
zwischen, de finen Binnen mit de Jacligen! Sei
richt' sich in't Bedd tauhöcht. Wat — un nu dilt
Ne, wat tau dull wir, wir tau dull! Dor hadd de
Lodderlies de Dining nich festnaug anunden hadd,
un nu slöwte de schöne, wikte Wäsch an de Jrdl De
Lakens wiren all voll Sand! Dit kinnt Großmudder
doch nich mit anseihn. Sei smet de wullen Decken
af, un rut wir sei. Sei dacht' gor nich mehr an
dicke Fäut und knappe Luft. „Ne, ne, id darf dor
noch nich twütschen sehlen,“ säd sei tau sich, „süf geiht
doch all verkehrt. De Rinner sünd jo noch tau un-
bedarwt.“

„Mudding!“ rep de Dochter, als Großmudder,
dilt inpadt, up den Hoff kam. Aewer wieder kem
sei nich. „Dat' mi man tausreden,“ säd Groß-
mutter, „un segg mi nig mehr von Krankheit. Dat
is jo all man halw, wenn id nich dortwütschen bin.
Wenn id kerst up Ollendiel geh — naht kinnt ji
maken, wat ji wilkt — äwer so wit is't noch lang
nich. Un nu sat an, dat wi de Bin' wedder hoch-
trecken! En anner Mal paßt beter up!“

solange die Uhr zwölf schlägt, zu finden; sowie die Uhr den zwölften Schlag gelaut hat, ist die Kohle verschwunden.

In der Johannismacht zwischen 12 und 1 Uhr blüht das Gartenkraut und legt noch in derselben Stunde Samen an. Wer ein solches Samenorn abstreift und in seine Kleider oder Schuhe bekommt, der ist unsichtbar. — Zu derselben Stunde sitzt an der Wurzel des Johanniskrautes ein kleines Männchen, das muß dem, der die Wurzel ausgräbt, dienstbar sein; aber es nimmt später dafür die Seele des Menschen. Ein Hülfejunge im Kreise Schlawe, der auf solche Weise ein kleines Männchen ausgrub, wurde darüber von solcher Angst ergriffen, daß er die Wurzel schnell wieder in die Erde vergrub. (Pomm. Volkskunde I 18.)

Der zuletzt angeführte Aberglaube bezieht sich darauf, daß an der Wurzel des Johanniskrautes zuweilen die Lachschildlaus haftet, die im Volksmunde als Johannisblut bezeichnet wird; ebenso werden aber auch die kleinen Vesdrüsen genannt, die an den Blättern der Pflanze sitzen. Das in der Johannismacht von der Pflanze gewonnene „Johannisblut“ ist zauber- und heilkräftig. Das handschriftliche Colzower Heilbuch (Insel Wollin) berichtet: „Von dem Johannisblut, so auf das Fest Johannis des Kaisers gegraben und ausgedrückt wird — es wirkt aber nur zwischen elf und zwölf gefunden, sonst nicht — trage ein Kriegsheld bei sich auf bloßer Haut und lasse auch etwas davon in sein Wams vernähen!“ In einem Barther Hegenprozeß vom Jahre 1645 sagte eine Zeugin aus, daß sie gemeinschaftlich mit der Heze aufs Feld gegangen sei, um Johannisblut zu suchen; wenn man sich damit einreibe, könne man nicht ertrinken.

Die blühenden Spitzen des Johanniskrautes werden Lungenkranken als Tee empfohlen. Sie

sollen auch als Pulver das Blut stillen und gegen Schwindel und Melancholie helfen.

Die in der Johannismacht gesammelten Stauden des Johanniskrautes werden um Häuser und Ställe gehängt, um Hezen, Gespenster und den Teufel fernzuhalten. Sie werden auch kreuzweise ins Fenster gestellt, um das Einschlagen des Blitzes zu verhüten. Wenn sich nach deutschem Volksglauben die Hezen in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge versammeln, so geschieht das nach slawischem Aberglauben in der Nacht vor dem Johannistage. Reste dieses Aberglaubens haben sich in den Kreisen Biltow und Lauenburg erhalten. In Bierchuzin (Kr. Lauenburg) verwandeln sich die Hezen in der Johannismacht in Katzen und hegeben sich dann nach dem höchsten Berge jenseits der westpreussischen Grenze. (Pomm. Volkskunde IV 3 f.)

Ein Bad in einer Abkochung von Johanniskraut, Löwenmaul, Dosten und Bildenden Widerthon soll vor Liebeszauber bewahren (Gulow: De Planten). Sonst meint man auch, daß ein einziges Bad in der Johannismacht ebenso wirksam ist als neun Bäder zu anderer Zeit.

In Vorpommern winden sich die jungen Mädchen Kränze aus sieben verschiedenen Blumenarten und legen diese in der Johannismacht unter ihr Kopfkissen; sie glauben alsdann den zukünftigen Ehemann im Traum erblicken zu können.

Im Kreise Stolp werfen die jungen Mädchen am Johannistage mittags zwischen 11 und 12 Uhr einen Kranz dreimal auf einen Baum und laufen dann dreimal um das Wohnhaus. Begegnen sie dabei einem Manne, so bekommen sie bald einen Gatten, und zwar aus dem Stande, dem jener angehört. Fällt der Kranz alle drei Male vom Baume herunter, so müssen sie noch lange auf einen Freier warten. (Anoop: Hinterpomm. Sagen 233.)

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Marienthron in Hinterpommern.

Von Dr. Heinrich Rogge-Neustettin.

Es geschah unlängst wunderbar aufregende Dinge in Hinterpommern, die der Chronist unserer Zeit nicht übersehen darf. Das Gut Marienthron — am Neustettiner Streichigsee romantisch gelegen — stand zum Verkauf. Als Käufer weitesterten die Provinz Pommern und — die katholische Kirche. Auf dem Gütermarkt zeigte sich unsicheres Kopfschütteln. Denn hier leuchtete ein Flammenzeichen auf, das den ewigen Wert des Unwägbaren — heisses Volk, Heimat, Religion — zu achten verlangt.

Hier wurde im Jahre 1358 das Kloster Marienthron gegründet, als eine fromme Stiftung dreier Pommernherzöge zum Seelgerät ihres Vaters, Martislav IV. (der Neustettin gegründet), als Geschenk an das Augustiner-Eremiten-Kloster in Starogard. Von den Mönchen erzählt die Sage, daß sie anfangs in der noch heidnischen oder halbheidnischen Wildnis, die damals das Neustettiner Land war, treulich das Christentum lehrten, später aber der weltlichen Lust verfielen. Rankow erzählt, daß im Kloster Marienthron „zimliche geleerte Leute“ gewesen. Und die geschichtliche Ueberlieferung berichtet, daß von hier aus die Reformation ausgegangen im Neustettiner Land, durch Paulus Klog, einen Augustiner-Mönch, der zu Wittenberg Luthers Schüler gewesen und nachmals Prediger in Neustettin (übrigens auch herzoglicher Rentmeister, ein einflussreicher Mann, um dessen Gunst sich die Ritterchaft bewarb). Das Klostergut ist später Domäne geworden, und wurde nach der Revolution durch die Pommersche Landgesellschaft aufgeteilt. Aus den Steinen der Klosterkirche Maria-Cell, in der vordem zwei pommersche Herzoginnen beigesetzt worden, soll die Nikolai-Kirche in Neustettin erbaut worden sein. Auf der Klosterstätte aber — heute nur noch Ziegel- und Kalkhütt — liegt noch die Weihe uralten Heiligums.

Ältere Sagensammlungen erzählen nur die weitbekannte Sage von den Glocken des Klosters, die wegen der Gottlosigkeit der Mönche in den Streichigsee sanken und dort noch zu Zeiten aus der Tiefe heraus läuten — und eine andere Sage: daß auf dem Marienthroner „Mönchs-Berg“ ein verwünschenes Schloß gestanden. Im Volksmunde aber leben noch heute zahlreiche andere Sagen: von spukenden Mönchen oder Nonnen, von weißen Frauen, von Nixen unten im Streichigsee, und von Jungfrauen oben auf dem Berg, die in der Johannismacht zum „heiligen Wasser“ herabsteigen, auf halber Bergeshöhe, das als Osterwasser beliebt ist; von vergrabenen Schätzen, nächtlichen Lichtern, geheimen Gängen und allerlei Bergwundern innen im Mönchsberg, auch daß hier eine Stimme aus dem Berg kam, die an ihm zu graben verbot, und böses Unheil androhte, würde dies Verbot verlegt. Sagenkundlich ist mit Sicherheit anzunehmen, daß hier eine alte heidnische Opferstätte gewesen, in deren Ueberlieferung das Kloster hineinwuchs.

Es liegt eine eigentümliche fittliche Kraft in den alten Sagen vom Kloster Marienthron und dem Mönchsberg, die heute wieder liebevoll gepflegt werden wie zu alter Zeit. Volkstümlich genominen erscheint Marienthron und der Mönchsberg gleichsam als der Heimatpunkt, an dem die Volksseele dieses alten pommerschen Grenzlandes wurzelt. Darum weiß die katholische Kirche, die vor nicht langer Zeit in Neustettin ein Gotteshaus errichtete, durch einen ungewöhnlich tüchtigen Pfarrer wirkend.

Die Provinz hat das alte Klostergut angekauft, um dorthin die Provinzial-Fürsorgeanstalt zu verlegen, die bislang im Schloß Neustettin untergebracht ist. Eine weitstichtige Stadtpolitik Neustettins verfolgte schon länger das Ziel, Marienthron für die Stadt zu kaufen. Das war nun leider bei der heutigen Finanzlage nicht möglich. Die Stadt soll indes der Provinz einen Zuschuß zur Bezahlung der Rauffumme geben, und will dies unter der Bedingung insbesondere tun, daß ihr vom Gut von Marienthron ein Uferweg am Streichigsee eingeräumt wird, durch den sich der Weg „rund um den Streichigsee“ wohl zur schönsten Wanderstrecke Hinterpommerns runden wird.

Starke Männer im alten Niedersachsen.

Von Ernst Ebsen.

Der alte Dithmarscher Klaus Harms erzählt uns in seinen „Schriften publizistischen Inhalts“ u. a. viel von starken Leuten. Zunächst lesen wir von einem gewissen Klaus Clausen auf St. Michaelisdonn in Dithmarschen, mit dem Beinamen „der Große“. Derselbe fuhr einst ein Fuder Korn vom Felde heim. Weil das eine Pferd ihm aber zu schwach war, spannte er es vom Wagen und sich selbst ein, und hat auf diese Weise, auf hügeligen Wege sowie nach Ueberwindung einer ziemlich steilen Anhöhe das Fuder in sein Haus gebracht. — Auch hielt dieser starke Mann, der in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts starb, eines Tages einen Müllerknecht, der ihn necken wollte, mit einer Hand frei von der oberen Luke der Mühle hinaus und ließ ihn hier eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde hängen. Klaus Harms bezeichnet diesen Mann als denjenigen, zu dem „seine Kindheit mit Bewunderung und Ehrfurcht hinaufgesehen hat.“ — Ueber ungeheure Körperkräfte verfügte auch der 1772 zu Lunden gestorbene Kirchspielvogt Siem. Dieser unter dem Ballen der „Dohltür“ festgefahren war, bis ans „Forlock“ gezogen. Er hatte allerdings seine Leute beauftragt, daß sie mit „nachschleichen“ sollten, aber auf Verabredung hielten sie den Wagen mit aller Kraft zurück. Als ihr Herr sie nun zusammen mit dem Fuder ins Haus gezogen hatte, konnte der Diensthjunge diese Tat „vor Bewunderung“ nicht verschweigen. Der sonst friedfertige Mann gab aber doch, zum Dank für die geleistete Hilfe, sämtlichen Beteiligten den Kaufpaß.

Nach „Neolocus“ soll im 16. Jahrhundert ein gewisser „Dommer Dirl“ der stärkste Mann im Lande gewesen sein. „Dirl hat 16 Tonnen Weizen auf die Hände genommen und auf den Boden geworfen und dafür die 16 Tonnen verdient.“ Das muß so verstanden werden, daß er 16mal nacheinander 220 Pfund Korn 12 Fuß (bis zum Boden) hochwarf. In Städten und Landen warf er den Stein und die Boßel (Baum) acht Fuß höher und weiter als andere und leere Viertonnen über Wohnhäuser. Um dieselbe Zeit lebte ein Mann in Warne

mit Namen Kahle Martens Johann. Dieser besaß eine ungewöhnliche Stärke. Er hat zwei Tonnen Hamburger Bier unter die Arme nehmen können, damit einen „Hopser“ getanz und 3 Tonnen aber zugleich getragen. Im hohen Alter noch hat er in seinem Hause eine Tonne Salz auf seiner Hand herumgetragen. Einige Tage vor seinem Tode noch hob er einen Stein, den vier Mann mit Bäumen nicht hoch bringen konnten, allein aus dem Loch. — In Eiderstedt erzählt der Volksmund von einem Bauern Jan Peters, der wegen seiner ungewöhnlichen Körperkräfte weit und breit bekannt war. In jener Gegend liegen die Bauernhöfe (Hauberge) auf der „Warf.“ Einmal haben nun Peters Leute ein Fuder Weizen bis an die Warf gefahren und dort stehen lassen. Peters selbst ist mit einigen Leuten im „Bierlant“ beim Abstaken und ins Fach bringen der Garben beschäftigt. Weil ein Gewitter im Anzuge ist, hat er es eilig; er nimmt 4 und 5 Garben mit der Forke auf, die Knechte können die Garben nicht mehr fortschaffen. Da auf einmal ein Plazregen! Peters ruft: „Jungs kamt ant Dagesicht! Wie müd dat anner Föder gau ünner Dach hal'n.“ Peters faßte die Deichsel an, und nach Verlauf einiger Minuten stand das große Fuder an trockener Stelle. Seinen Helfern aber rief er zu: „Wenn ji man örnlich ansaht harrn und nich so'n Schietkeerls weer'n, harr id mi of nich so dull antostreng'n brukt, denn bargop is nich so dull dall!“ — Peters war ein gutmütiger Mensch, aber als einst in der Schlachtzeit zwei auf einer Diebesfahrt befindliche Personen, die es wahrscheinlich auf Speckseiten und Würste abgesehen hatten, nach der „Swientkel“ und gar zur nächtlichen Stunde seinem Speisekeller einen Besuch abstatten wollten, lief ihm doch die Galle über. Mit den Worten: „Wat schall dat heeten?“ ergriff er je einen Spitzhüben mit seinen gewaltigen Fäusten im Nacken und stieß ihre Köpfe gegeneinander. Wenn er später diese Begebenheit erzählte, dann sagte er zum Schluß: „Dat doh't awers in min ganz Lewen nich weller: En halv Stunn heff id waschen un rieb'n müßt, ehret de beiden Kerls weller to Besinnung kenen! Wat heff id vör Angst utstahn, dat's dot weer'n!“ —

